

(Nachdruck verboten.)

1) Pelle der Eroberer.

Der große Kampf

Roman von Martin Andersen Nexö.

1.

Unten auf dem feuchten Boden des Schächtes wimmelte es von spielenden Kindern. Sie hingen an dem untersten Holzwerk, gingen trällernd auf den Balken rings herum, ein Schmalzbrot in der Hand, oder setzten sich platt nieder und schauerten sich auf dem klebrigen Steinpflaster vorwärts. Die Luft hing rauh und naßfakt herein wie in einen alten Brunnen und hatte früh Kost über die kleinen Stimmen gelegt und die Gesichter mit Drüsenwunden bedeckt; aber aus dem Lonnengang, der nach der Gasse hinausführte, kam hin und wieder ein warmer Hauch von Duft und blühenden Bäumen — ganz hinten vom Ball her.

„Bro-bro-brille“ war ausgespielt, mit dem letzten Reiter, der in den schwarzen Kessel kam, und Hänsel und Gretel waren glücklich aus des blöden Binzlevs Gang über den Kloakenrost in das Pfannkuchenhaus hineingeschlüpft, das wunderbarerweise auch Gitterstäbe vor der Tür hatte, durch die man sowohl ein Stück Holz als auch einen Kohlstock hindurchstecken konnte, damit die Heze da hineinschnitt. Holzstücke und Kohlstöcke gab es reichlich in dem Kehrichtkasten neben dem Pfannkuchenhaus, und wer die Heze war, das wußte man sehr wohl! Sie kam zuweilen aus dem Keller herausgestürzt und jagte die ganze Schar mit einer Feuerzange aneinander. Es war beinahe ein wenig zu natürlich: selbst der Pfannkuchengeruch kam von oben herabgeschwebt, wo die wohlhabenden Olsons wohnten, ein richtiges Märchen konnte man es nicht nennen. Aber vielleicht kam der blöde Binzlev aus seiner Höhle heraus und erzählte die Geschichte noch einmal wieder, wie er des Königs Gold herausgehoben und da draußen beim Königsgrund versenkt hatte, damals, als der Deutsche im Land war. Eine ganze Schiffsladung hatten des Königs Schätze ausgemacht, kein anderer als Binzlev wußte, wo sie versenkt waren, und er wußte es auch nicht mehr. Es war ein furchtbares Geheimnis, das einen Mann wohl wunderbarlich im Kopfe machen konnte. Auf seiner zweireihigen Weste bewahrte er den ganzen Plan; wenn er nur von diesem Knopf bis zu dem steuerte und dann da hinunter, dann war er bei dem Schatz. Aber nun waren einige von den Knöpfen abgefallen, und er konnte den Plan nicht wieder herausfinden. Jeden Tag halfen ihm die Kinder beim Suchen; das war ein spannendes Stück Arbeit, denn der König war ja jetzt so ungeduldig!

Es gab noch wunderbare Dinge, wie zum Beispiel wenn man sich auf das schlüpfrige Pflaster niederlegte und Hannes Spiel „Schönheit“ spielte. Nichtete man den Blick aus der Dämmerung hier unten durch den schweren Schacht aufwärts zum Himmel empor, der lichtglühend vorüberflog und senkte ihn dann plötzlich wieder, so war es hier ganz einfach stockdunkel. Und in der Dunkelheit flogen gelbe und blaue Farbenringe, wo sonst die Kehrichtkasten und die Aborte lagen. Die verschwenderische Flut der Farben vor dem Auge, das war die Reise weit hinaus in das Land des Glücks, nach alle dem, was sich nicht sagen ließ. „Ich sehe selbst was, und ich weiß auch gut, was es ist, aber ich sag es bloß nicht,“ summten sie und nickten geheimnisvoll in das Blaue hinein.

Auch das konnte zuviel des Guten werden. Aber der runde Koft dort unter dem Holzwerk, wo Hannes Vater sich ertränkte, der wurde niemals langweilig. Die Tiefe kochte dort beständig hinaus und erfüllte die kleinen Kinder mit heimlichem Grauen; die langausgeschossenen Vadsische stellten sich mit gepreizten Beinen über den Koft und ließen sich schändernd von dem kalten Hauch von da unten her durchrieseln. Der Koft führte ja zur Hölle hinab, und wenn man lange genug starrte, sah man einen schwachen Schimmer von einem tintenschwarzen Strom, der da unten vorüberfloß. Jeden Augenblick sandte er seine fauligen Aufstöße ins Ge-licht hinauf; das war der Teufel, der da unten in einer Ecke

saß und kochte. Wandte man die Augen von der Tiefe ab, so ward das Halbdunkel des Hofes zu dem hellsten Tag, und so konnte man nach Belieben seine Welt hell oder dunkel machen.

Da lagen beständig einige Kinder auf allen Bieren und spähten mit einem ängstlichen Ausdruck hinab, und gerade über dem Koft hing den ganzen Sommer hindurch ein Wolke von Mücken, die die Tiefe durch ihren Atem schwebend hielt. Sie stiegen bis zu einer bestimmten Höhe, fielen weich und stiegen wieder, gerade so wie die Kugeln eines Tischen-spielers. Zuweilen sog das da unten den Schwarm vollständig an sich, aber er zog wieder empor, schwankte hin und her in dem Luftzug aus dem Lonnengang und glich einem tanzenden Geist. Die kleinen Mädchen starrten ihn an, hoben dann ihre Röcke und machten graziöse Schritte. Olsons Elvira hatte ihre ersten Tanzschritte hier gemacht, und jetzt tanzte sie ehrbare Bürger ins Armenhaus. Und die Tochter der Trödlerin war in Petersburg und beinahe Großfürstin.

Ueber dem ganzen engen Hof hingen Vorbaue vornübergebengt und morsch und ließen gerade noch eine schmale Oeffnung, in der die Trockenleinen mit Kinderräsche und Schenerlappen hin- und herglitten. Die mürrchen, hölzernen Treppen liefen im Zickzack draußen an den Mauern entlang, tauchten in die Vorbaue hinein und kamen wieder heraus, bis ganz oben zur Mansarde hinauf.

Von den Vorbauen und Galerien führten Türen in die Wohnungen oder zu langen Gängen, die das Innere der Hausmasse miteinander verbanden. Nur an Biepmanns Seite war weder Vorbau noch Geländer vom zweiten Stockwerk nach oben hinauf. Die Zeit hatte es verzehrt, so daß die Treppe allein auf ihren Stützen ruhte. Die Balkenenden ragten noch aus der Mauer hervor, wie verfaulte Zahnstummel, und von oben herab hing ein Strich, woran man sich festhalten konnte. Er war blank und schwarz von den vielen Händen.

An so einem heißen Sonntag, wenn der Himmelraum gleich einem knisternden Brand über den Spalt dort oben binzog, lebte das schwere, morsche Holzwerk wieder auf und ward zum Hochwald. Schwahende Wesen jagten zwischen den Sprossen aus und ein, Schatten kamen und verschwanden, ein unaufhaltames Plaudern füllte die Dämmerung. Von Vorbau zu Vorbau tropfte es von säuerlicher Lauge der Kinderräsche, bis ganz hinab auf den Grund, wo die Kinder in dem trägen Bache spielten, der aus den Abflußrinnen floß. Das Holzwerk knarrte fortwährend wie alte Zweige, die sich gegeneinander reiben, naßkalter Geruch von erdiger und ulmiger Vegetation legte sich sättigend auf den Atem, und alles, was man anrührte, hatte eine Schicht Schleim, wie infolge von übermäßiger Ueppigkeit.

Der Blick konnte nicht zwei Schritte wandern, ehe er vom Holzwerk gehemmt wurde, aber da hinten ahnte man Welten. Wenn die Türen zu den langen Gängen sich aufstauten und schlossen, brachen sich Laute von den unzähligen Wesen in der Tiefe der Arche Bahn: das Weinen kleiner Kinder, das eigentümliche Puffeln von Sonderlingen und Verhuddelten, ganze Lebensschickale spielten sich da drinnen ungestört ab, ohne sich jemals an das Licht des Tages zu wagen. — Auf Biepmanns Seite ragten die Abflußröhren gerade aus der Mauer heraus und glichen Waldteufeln, die aus dem Dickicht herausgreinten mit offenem Munde und langem, grauem Bart, der rosenrote Regenwürmer erzeugte und zuweilen mit einem schweren Klatschen in den Hof hinabfiel. Aus den Mauerlöchern heraus wuchsen grüne, hängende Büsche. Das Abwaldwasser siderte durch sie hindurch und tropfte mannigfaltig, wie das nasse Haar des Waldes. Drinnen in dem grünen, tropfenden Dunkel saßen wunderbar gezeichnete Kröten, wie kleine Quellsengimpfen, eine jede in ihrer Grotte und glänzten von der giftigen Feuchtigkeit. Und oben in dem Holzwerk am dritten Stockwerk hing Hannes Kanarienvogel und sang ganz verschoben, den Schnabel zu dem Feuerfleck da oben emporgewandt. Ueber den Boden des Hofes ging ein endloses Gerenne von Wesen, von lichtseuen Geschöpfen, die aus dem reichhaltigen Vaud der Arche auftauchten oder

Darin verschwanden. Die meisten waren Frauen, wunderbar gekleidet, krankhaft bleich, mit jenem Zusatz von Schwarz, als sei die Finsternis in die Haut hineingedrungen, mit erschlafften Zügen, aber mit fanatisch schimmernden Augen. Alle Männchen, die sonst zitternd in einem dunklen Winkel lagen und auf den Tod warteten, kamen auf die Galerien hinausgekrabbelte, steckten die Nase zu dem funkelden Himmelstreck empor und niesten dreimal. „Das ist die Sonne,“ sagten sie entzückt zueinander. „Hapijäh! Dann erkältet man sich im Winter nicht so leicht!“

2.

Oben aus Piepmanns Manjarde trat ein junger Mann auf die Plattform hinaus. Er stand einen Augenblick da und reckte das Antlitz lachend zu dem hellen Himmel empor. Dann duckte er den Kopf und lief die Stühlerstiege hinab, ohne sich an dem Strich festzuhalten. Unter dem Arm hatte er etwas, das in ein blaues Tuch gewickelt war.

„Seh mal einer den Cloven an, er lecht der Sonne gerade ins Gesicht, als wenn es nicht etwas gäbe, was blind werden heißt!“ sagten die Frauen und steckten die Köpfe durch das Holzwerk: „Aber er ist ja auch vom Lande, ja natürlich. Und nu will er hin und die Arbeit abliefern. Herr Gott, wie lange er woll noch da oben sitzen und das Brot für den Ausfanger verdienen wird? Dann wird das Rot auf seinen Wangen auch bald weg sein, wenn er noch lange da bleibt.“ Sie sahen ihm besorgt nach.

Die Kinder unten auf dem Hof hoben die Köpfe, als sie hörten, daß er über sie hinwegschritt.

„Hast Du heute feines Leder für uns, Pelle?“ riefen sie und zerrten ihn an den Beinleidern.

Er holte kleine Stücke Lackleder und rotes imitiertes Saffianleder aus den Taschen.

„Das ist von des Kaisers neuen Pantoffeln,“ sagte er, indem er es unter sie verteilte. Dann lachten die Kleinen, daß es in ihren Kehlen kochte.

Pelle war ganz der alte, nur ging er aufrechter und elastischer und hatte einen kleinen blonden Schnurrbart bekommen. Die Mappohren waren ein wenig in sich hineingekrochen, als sei keine so starke Verwendung mehr für sie. Die blauen Augen nahmen noch immer alles für gute Münze, hatten sich aber noch einen kleinen Zug zugelegt, der besagte, daß es nicht mehr mit ihrem guten Willen geschah. Die Glückslode schimmerte ganz goldig.

Die engen Gassen lagen da und grubelten beständig über dieselbe unleidlich dicke Luft nach, die sich niemals zu erneuern sahien. Die Häuser waren schmutzig und banfällig; wo ein wenig Sonne ein Fenster streifte, lagen fleckige Betten zum Trocknen ausgebreitet. Oben in einer Seitenstraße hielt ein Krankentwagen; Frauen und Kinder umstanden ihn und warteten gespannt darauf, daß die Träger mit einer unheimlichen Last kommen sollten, und Pelle schloß sich ihnen an; er mußte alles mitnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Krischan Elsters Heimkehr.

Novelle von Karl Duffe.

Krischan Elster war wieder da. Vor drei, vier Jahren hatte er geschworen, er wollte als „Millionenonkel“ zurückkehren. Danach sah er nicht aus.

„Wie ist Dir zumute?“ fragte Mutter Behrend, die Waschfrau, ihr Liefeln.

Die strich sich mit dem Arm das Haar aus der Stirn. Mit dem Arm, denn die Hände waren voll Seifenschäum.

„Die Millionen,“ sagte sie, „schenk ich ihm. Wenn er nur nicht der Narr geblieden ist, der er war.“

Eine halbe Stunde später saß Krischan im Waschkeller. Kübel voll eingeweichten Weinenzugs, große Kessel, darin es kochte, Zuber, in denen es geieft und gerieben wurde — über allem der Dunst, der schwere, heiße Brodem, der sich an den Wänden niederschlug.

Die Mutter hatte sich die Hände getrocknet und war nach oben gegangen, in die ärmliche Wohnung, um zu frühstücken. Liefeln wusch weiter und unterhielt sich mit Krischan Elster.

Er hatte die Tonpfefle schräg im Mund, quatschte, spie aus und sagte: „Kapitän und Estiermann, Liefeln . . . endlich mal wieder zusammen! Laß Dich mal beschäftigen. Wenn man so „dräben“ und draußen war und viel gesehen hat . . .“

Er stand auf. Mit dem breiten, wiegenden Gang kam er heran an sie.

Sie lachte, ließ sich aber nicht stören. Der Seifenschäum spritzte bis in sein Gesicht.

„Brennt wie Salzwasser,“ sagte er und wuschte das Fleckchen fort. „Liefeln, Du bist versucht hübsch geworden. Krieg' ich den Willkomm?“

Sie bearbeitete gerade ein Laken. „Laß' Dich mal beschäftigen,“ erwiderte sie, „wenn man immer hier war und nichts gesehen hat . . .“

Sie kniff ein Auge zu. Doch als hätte er die Prüfung nicht bestanden, schüttelte sie den Kopf.

„Viel Staat ist nicht mit Dir zu machen, Krischan.“

„Ho,“ fuhr er auf, „bist Du so ein verwöhntes Tierchen geworden? Den Kuß, den ich, bist Du mir noch schuldig. Als ich wegging, sollte ich zwölf haben, gerad' ein Duzend. Aber nach dem ersten hast Du gesagt: „So . . . den letzten behalt' ich, damit Du Sehnsucht kriegst. Hol' ihn Dir, wenn Du wieder kommst. Denk' dran, wenn Du auf dem Meer schwimmst.“ Gut — hier bin ich. „Zahl' aus, Liefeln!“

„Wart' ein Weilchen. Erst will ich hören. Wo warst Du?“

„Bin ich braun gebrannt?“ fragte er wieder.

„Niemlich.“

„Tropensonne,“ sagte er trocken. Er klopfte die Pfeife aus, setzte sich, zog den Tabaksbentel.

„Erst von hier nach Hamburg. Gleich angeheuert für die „Marie“. Schön. Soll nach Valparaiso. Ich schreib' noch einen Brief an Dich. Besonnen?“

„Schon recht,“ nickte sie und wusch weiter. „Es stand aber nichts von Val . . . Valparaiso drin. Nur von Australien.“

Mit dem Zeigefinger und Daumen hielt er den Tabak, um die Pfeife neu zu stopfen.

„Australien? So? Und gelassen und überlegen: Valparaiso, Liefeln, liegt in Australien. Also stimmt es. Mit den Erdteilen seid ihr Landratten immer in Konfusion.“

„Na schön! Unser Kapitän war ein Satan. Schuften haben wir müssen, dabei keine Nationen. Aber nach vierzehn Tagen, als wir so um Spanien rumschiffen, sagt er zu mir: „Krischan Elster,“ sagt er, „Du bist ein Kerl, auf dem Platz. Wir kommen jetzt bald zu den Türken — paß gut auf! Die Luderer sind gefährlich. Lauter Seeräuber. Krischan Elster, kletter' mal hoch auf den Ausguck.“

„Avec plaisir,“ sagte ich und kletterte auch wirklich in die Höhe. Vielleicht dreimal so hoch wie der Kiratum. Sey' mich in den Korb und seh' hinaus. Nichts . . . nur Meer, Meer, Meer. Da denk' ich an den zwölften Kuß, den ich nicht gekriegt hab'. Inzwischen ziehn Wolken auf, die See stürmt, mein Korb fliegt hin und her, daß ich mich kaum halten kann. Und mit einem Mal . . . gar nicht mehr mehr weit . . . Jesus Christus, der Türke!“

„Kapitän,“ schrei ich — keiner hört es durch den Sturm. Ich brüll' wie besessen: „Estiermann!“ Nichts! Ich will runterklettern.“

„Liefeln, die Strickleiter fliegt wie 'n Karussell. Es hilft nichts.“

„Und schon ist der Türke dran. Kaum zu glauben, wie schnell! Strach — schlagen die Enterhasen ein. Unser Kapitän, der Satan, lämpft wie ein Verzweifelter. Aber, Liefeln, Du kemst die Türken nicht. Wie die Teufel klettern sie aufs Schiff. Mit blutroten Turbanen; auf jedem blüht der Halbmond. Alle fleischen die Zähne und stoßen ein Scheul aus wie die Menageriebestien. Im Handumdrehen ist drei Viertel unierer Mannschaft niedergemacht, das letzte Viertel wird gebunden und nach unten geschleppt. Ein paar Küffer Salz rollt die Bände auch hinab. Da wird es mir zur schrecklichen Gewißheit, was die Schufte vorhaben, was sie mit den Gefangenen machen wollen.“

„Erstreck' nicht, Liefeln!“

Die Pfeife war beinahe ausgegangen. Liefeln wusch nicht weiter. Sie maß Krischan Elster, dem der Schweiß auf der Stirn stand, mit einem gespannten prüfenden Blick.

„Was denn?“ fragte sie.

Und er, dumpf: „Einpöfeln. Freissen.“

„Menschen?“

„Menschen!“

„Derweil sig' ich in meinem Korb, der immer noch hin- und herfaust. Was kann ich tun? Mich ins Meer stürzen? Hier oben verhungern? Runterklettern, wenn der Wind sich gelegt hat, um in Salz gepakt zu werden? Und immer denk' ich, daß ich den zwölften Kuß noch nicht hab'.“

„Ich bleib' sitzen und lehr' meine Taschen um. Gottlob, ich hab' noch ein Stück Brot, ein Stück Kautabal und so'n Lütten, aber scharfen Dolch bei mir. Zwei, drei Tage halt ich's aus, wenn's nicht anders geht. Und dann wollt ich mit einem „Leb' wohl, Liefeln!“ ins Meer springen. Lieber von einem Hais gefressen werden als von dem zweibeinigen Heidenzeug.“

„Ich merk', daß die Türken sich teilen. Die größere Zahl geht auf das alte, eigene Schiff zurück; die kleinere soll unsere „Marie“ in irgend einen Schlupfwinkel vom Hafen bugfieren. Also los! Der Wind beruhigt sich. Mein Korb schaukelt nicht mehr so. Es war' ganz gemächlich, wenn ich nicht mit einem Male sähe, wie einer von den Jägerfleischern flink wie ein Affe die Strickleiter in die Höhe kommt. Der Schreck geht mir bis in die Kniekehlen. Krischan Elster, denk' ich, sag' Liefeln und der Welt ade!“

„Da fühl' ich den Altten Dolch. Wenn schon, denn schon — dann muß eine Heidenseele auch noch ins Jenseits mit. Ich sah ihn,

da legen sich schon zwei schwarzbraune Hände um den Korbrand — prrr, Wischen, waren die dreckig! — Und das Affengesicht muß im Nu erlöschen.“

„Ich jedoch, ohne mich aufzurichten, mit dem Lütten, aber scharfen Dolch ritisch über die Hände weg — zieh' aus aller Kraft — ein Geheul — plumps, aus der furchtbaren Höhe, dreimal so hoch wie der Kirchturm stürzt der Bähnesteifer ab. Mit zerfahmetertem Klopff bleibt er unten liegen.“

„Gut gemacht, denk' ich. Der kleine Finger war mir, ab-geschnitten, in den Korb gefallen. Deibel, sah der aus! Aber ich sage mir: komm' ich los, ist's ein Andenken. Mit einem Stück Zeitungspapier heb' ich ihn auf, wickle ihn ein und steck' ihn in die Westentasche.“

„Unten die Türken stehen um den Toten, reden, schreien, zanken, aber ich merke, daß sie glauben, er sei durch seine Ungechlichkeit abgestürzt. Diese Teufelsanbeter machen kurzen Prozeß. Werfen die Leiche ins Meer. Das Schlimme jedoch für sie war: sie hatten nun nicht genug Leute zur Bedienung des Schiffes. Deshalb mußten sie einen Gefangenen losmachen.“

„Nichtig: Jochen Stöhr wird 'raufgeholt, losgebunden und muß helfen. Aber im Ausgud muß er sitzen. Denn sieh mal, Wischen: gerade die Seeräuber müssen natürlich den großen Kriegsschiffen aus dem Wege geh'n. Verstanden? Schön.“

„Also kriecht bald ein zweiter Deibel in die Höhe. Mitsch, diesmal schneid' ich den Daumen weg. Plumps — unten liegt der Heide. Furchtbare Aufregung. Große Veratung. Ein zweiter Gefangener muß 'raufgeholt werden: Wilhelm Schöne aus Stettin — was sagst Du dazu?“

„Ich aber wisch das Blut vom Dolch, schneid mein Brot und esse.“

„Jetzt ist es der Bande unten nicht geheuer mit dem Korbe. Und sie zwingen Jochen Stöhr zum Aufklettern. Gut, daß ich ihn erkenne.“

„Stieg man rinne, Jochen.“ segg ich, denn er ist aus Medelnborg, und man muß plattdütsch mit ihm suaden.“

„Düwel ool,“ seggt er, „Krischan Elster, hüft Du't wärllich?“

„Dot hat sin Nichtigkeit, ool Gründ,“ antwort' ich und hell' ihn rein.“

„Un Du, wie ich seh', hüft noch nicht inpölekt.“

„Von unten können sie bei der Entfernung das Reden nicht hören. Wir aber machen aus, daß er wieder 'runtersteigen und den schwarzbraunen Deibels klar machen soll, daß im Korb alles in Ordnung ist. Dann schneid' ich auch dem dritten die Fingergchen ab, in der Nacht, wenn nur die beiden Posten wachen, wollen wir die Gefangenen befreien, ich steig' runter, wir megehn alles nieder, und wir sind gerettet.“

(Schluß folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Die Kaninchenzucht.

Unter allen Kleintieren, die der Laubenkolonist und Parzellenbesitzer züchten kann, der nicht nur seiner Liebe zur Tierwelt eine kleine Konzeption machen will, sondern auch von seiner Zucht einen bescheidenen Nebenverdienst erhofft, steht das Kaninchen an erster Stelle. Das Halten der Ziege, die nicht mit Unrecht die Kuh des kleinen Mannes genannt wird, erfordert schon eine nicht ohne größere Unkosten herzurichtende geräumige Stallung, und verursacht viel Arbeitsaufwand, die Geflügelhaltung ist gleichfalls mit größeren Umständen, auch mit manchen Unzuträglichkeiten verbunden und immer unlohender geworden, da das Körnerfutter durch die kurzfristige Schutzpolitik auf einen geradezu unerschwinglichen Preisstand getrieben ist. Wenn das Kaninchen auch nicht so anspruchlos wie das Schwein, dieser Allesfresser, ist und durchaus gutes, gesundes Futter verlangt, so ist doch seine Zucht und Haltung insofern für jeden Gartenbesitzer vorteilhaft, weil sich dabei eine wesentliche Menge von Wirtschafts- und Gartenabfällen verwerten läßt. Hierher gehören z. B. Brot- und Gemüseabfälle jeder Art, Rüben- und Kartoffelschalen, Obstschalen und Kerngehäuse, übrig gebliebene gekochte Kartoffeln u. a. Ferner liefert jede Gartenparzelle eine Masse von Abgängen, die man gemeinhin ohne weiteres auf den Komposthaufen wirft, die aber eine vorzügliche Kaninchenahrung abgeben können und auf dem Umweg durch den Magen des Kaninchens einen weit besseren Gartendünger liefern. Und Kaninchen Dünger ist von hohem Wert für unsere Kulturen. Zu den besagten Gartenabfällen gehören zahlreiche — nicht alle — Unkräuter, muffig gewordene Radieschen und Rettiche, hart und holzig gewordene Kohlrabi, geringe Früchte von Gurken und Tomaten, und alles in Samen schießende, für die Küche unbrauchbare Gemüse, wie Salat und Blumenkohl, überständige Küchenkräuter, das beim Sommerchnitt abfallende Gesträuch verschiedener Geshölze, sowie der Deckenpflanzen usw. Zu allen diesen Vorteilen tritt noch hinzu, daß das Kaninchen in bezug auf Stallung und Stallraum entschieden das anspruchloseste unserer kleinen Haustiere ist. Alle Kisten eignen sich schon vorzüglich zur Herstellung einfacher aber zweckmäßiger Kaninchenställe, unter Umständen schon alte Herings- oder Zementtonnen. Für die Er-

richtung der Stallung wählt man irgendeine gegen die vora herrschende Windrichtung geschützte Gartenecke, die wenn möglich, nach Osten oder Südosten gerichtet ist; bei direkter Südlage muß ein über die Stallung vorspringendes Dach die Wirkung der heißen Sonnenstrahlen abschwächen. Die Größe der Stallung richtet sich nach der Größe der Rasse, die man züchten will. Die großen schweren Fleischrassen erfordern etwa den doppelten Raum der kleinen Rassen. Der Einzelstall für eine Häsinn der großen Rassen soll etwa 110—120 Zentimeter lang, 60—75 Zentimeter breit und 50—70 Zentimeter hoch sein. Für das männliche Kaninchen, dem Kammler, der immer getrennt gehalten wird, genügt eine etwas kleinere Stallung, deren Länge mit 80 Zentimetern reichlich genug bemessen ist.

Kaninchen sind außerordentlich reinliche Tiere, für die andauernde Trockenheit von großer Wichtigkeit ist; im nassen Stall erkranken sie bald und gehen ein. Aus diesem Grunde muß unter allen Umständen das Lager immer trocken sein, der Urin also rasch und vollständig abfließen können. Dies erreicht man durch eine geneigte Lage des Bodens, den man mit Dachpappe benagelt, über den man dann noch einen Holzrost aus nebeneinander genagelten flachen Leisten legt. Der freie Zwischenraum zwischen den einzelnen Leisten soll so eng sein, daß wohl der Harn ablaufen, nicht aber die Exkremente mit durchfallen können. Eine Rinne soll die Flüssigkeit auffangen und ein Abflußrohr soll sie ableiten. Diese Ableitung des Harns ist da von besonderer Wichtigkeit, wo man mehrere Stallstufen übereinander zucht.

Das Kaninchen ist kein Nachttier wie mancher anzunehmen scheint, es braucht Licht und Sonne, deshalb muß jede Stallung gut belichtet sein. Den notwendigen Lichtzutritt erzielt man, indem die vorn an jedem Einzelstall anzubringende Falltür aus einem mit engmaschigen Drahtgesecht überspannten Rahmen hergestellt wird. Das enge Gesecht ist notwendig, um den Mäusen den Zutritt zu verwehren. Stellt man mehrere Einzelställe nebeneinander und übereinander, so läßt man immer zwischen 2 Kästen einen handbreiten Luftraum, der mit wärmendem Material ausgefüllt wird. Hierzu verwendet man am besten Holzwole, die von den Mäusen genieteden wird. Selbstverständlich kann man auch auf dem Erdboden feste Stallungen errichten, dann muß der Boden aber betoniert sein, damit sich die Kaninchen nicht durchwühlen können, und den Ratten, Katzen usw. der Eintritt absolut verschlossen ist. Die schlimmsten Feinde der Kaninchen aus dem Tierreiche sind die Hauslätze, die Ratte, ferner Wiesel, Iltis und Marder.

Von großer Wichtigkeit ist es, das Eindringen des Regens in die Stallungen unmöglich zu machen. Dies geschieht am einfachsten durch Anbringung eines schrägen Daches, das man mit Dachpappe oder Ruberoid benagelt. Dachpappe erfordert jährlichen Reparatur, Ruberoid nicht. Ich verwende seit 10 Jahren das letztere zu allen Bedachungen und kann es bestens empfehlen. In stärkster Qualität kostet es 1 M. pro Quadratmeter, billigere Marken, die sich gleichfalls jahrelang halten, sind aber auch schon zum halben Preise und darunter erhältlich.

Vor 20—30 Jahren steckte die Kaninchenzucht bei uns noch in den Kinderschuhen, das Kaninchen war damals gewissermaßen nur als lebendes Kinderspielzeug geschätzt. Auch ich führte meine ersten Zierzuchtversuche als kleiner Schulfunge mit Kaninchen aus, und zwar mit dem gemeinen Stallhasen, dessen schneeweiße, rotäugige Varietät ein wirklich prächtiges Tier ist. Heute wird er in zahlreichen Farbenspielarten gezogen, deren beliebteste das Silberkaninchen ist, das übrigens pechschwarz zur Welt kommt und sich erst später verfärbt. Andere prächtige Varietäten sind das rotäugige russische Kaninchen, weiß mit schwarzen Ohren, schwarzer Schnauze und schwarzen Füßen, das gleichfalls schwarz und weiße holländische Kaninchen und das Blau and tan (d. h. schwarz- und lohsfarbig) gezeichnete Kaninchen.

Unser gemeines Kaninchen ist ein Abkömmling des wilden Kaninchens, das als großer Schädling der Forst- und Landwirtschaft gilt, und in manchen Gegenden infolge seiner enormen Vermehrungsfähigkeit, namentlich in Australien, zu einer wahren Landplage geworden ist. In warmen Ländern setzt nach Weibchen jedes Weibchen im Jahre 7mal Junge ab. Nimmt man an, daß jeder Satz im Durchschnitt 8 Junge bringt, so könnte die gesamte Nachkommenschaft eines einzigen Kaninchens in 4 Jahren die ungeheure Zahl von 1274840 Stück betragen. Wegen einer solch riesenhaften Nachkommenschaft brauchen sich aber unsere Züchter keine grauen Haare wachsen zu lassen. Die Tragzeit beträgt beim zahmen Kaninchen ebenso wie beim Feldhasen und beim wilden Kaninchen 30—31 Tage. Der Züchter muß die Jungen, obwohl sie schon nach 4 Wochen Grünes zu fressen beginnen, wenn er sachgemäß züchten will, 2 volle Monate bei der Mutter lassen, weshalb diese frühestens nach 3 Monaten erneut gedeckt werden sollte. Hieraus geht hervor, daß im Kreislauf des Jahres höchstens 4 Würfe zu erwarten sind. Da wir aber im Winter oft mit einer langen und harten Kälteperiode zu rechnen haben, wird man sich in der Regel mit 3 Würfen abfinden müssen. Wenn man nun auch die Durchschnittszahl der Jungen eines jeden Wurfes mit 8 annehmen kann, so läßt doch der denkende Züchter jeder Zibbe nur 5—6, die übrigen werden entweder einer zweiten Mutter beigegeben, die einen verunglückten Wurf hatte, oder getötet. Die jungen Kaninchen sind bereits im Alter von 4 Monaten fortpflanzungsfähig, aber in diesem Alter noch wenig entwikkelt. Zur Erzielung eines kräftigen Nachwuchs gehören aber

Kräftige Mütter, deshalb läßt man Jungtiere frühestens im Alter von 8. besser erst im Alter von 9 Monaten decken. Die männlichen Jungtiere müssen bereits im Alter von 3 Monaten von den weiblichen getrennt werden, letztere können länger gemeinsam gehalten werden, wenn Weisereien nicht eine frühere Trennung notwendig erscheinen lassen. Man faßt die Kaninchen nicht, wie es leider noch so oft geschieht, bei den Ohren, sondern im Nacken am losen Fell.

Als die Zucht noch in den Kinderschuhen steckte, hielt man Rammler und Zibben sowie Jungtiere in gemeinschaftlichen Zuchträumen, was bald ein Degenerieren zur Folge hatte. Heute ist überall die Einzelzucht durchgeführt. Man gibt die Zibbe, die gedeckt werden soll, immer nur vorübergehend zum Bod und zwar durchschnittlich nur 15 Minuten lang, nach 14 Tagen dann nochmals, um festzustellen, ob Befruchtung stattgefunden hat. Das ist der Fall, wenn das weibliche Tier den Rammler nicht mehr zuläßt sondern abbeißt.

Kurz vor Beendigung der Tragzeit richtet sich das Muttertier ein Nest für die Jungen her. Zu diesem Zweck gibt man einen geräumigen Kasten in den Einzelstall mit Schlupfloch und Tür. Die Türe hat den Zweck, dem Züchter die Möglichkeit zu bieten, nach dem Absetzen der Jungen die 9 Tage hindurch, diese zu kontrollieren, totgeborene zu entfernen und die verbleibenden auf die richtige Zahl (5-6 Stück) zu beschränken. Das von der Mutter hergerichtete Nest wird von ihr gewöhnlich mit Wolle gepolstert, die sie sich selbst aus dem Bauche herausreißt. Als Stallstreu verwendet man, wenn möglich, sogenanntes Langstroß, das in der richtigen Größe zerschneiden wird.

Fortgesetzte Inzucht führt zur Entartung (Degeneration) und ist deshalb zu vermeiden. Aus diesem Grunde muß der Züchter von Zeit zu Zeit einen neuen Rammler anschaffen oder austauschen, was indessen nicht ausschließt, daß man auch gelegentlich einmal den Bruder mit der Schwester, den Vater mit der eigenen Mutter oder Tochter paaren kann.

Ueber die Fütterung der Kaninchen habe ich mich schon kurz geäußert. Alte, ausgewachsene Tiere werden 2mal täglich, morgens und nachmittags, gefüttert, junge, noch in der Entwicklung begriffene, möglichst 4. bis 5mal. Besondere Sorgfalt erfordert die Fütterung der säugenden Mutter; ihr gebe man als Extraloß, wenn möglich, 2mal am Tage je eine Schale lauwarmen Milch mit Weißbrot. Im Sommer füttert man viel Grünz. Von Unkräutern: Vogelmilch, Hederich, Löwenzahn, Kreuzkraut, Sauerampfer, Thymian; von Gemüsen: Salat, Kürbis- und Kohlabfälle, Boretsch, Karotten, Kartoffeln usw. Im Winter stehen uns Kohlköpfe zur Verfügung, ferner Möhren, Kohlrüben, Kartoffeln und von Grünfüttern: Grünkohl und der bekannte holländische Felsalat, auch Rabinschen und Mausohrchen genannt, den man auf abgeernteten Beeten aussät, ohne sie zu graben, und dessen Rosetten dann im Winter mit scharfem Messer ausgehoben werden. Auch Spinat, süße Gräser, Seradella, Alee und Luzerne sind gutes Grünfütter. Die Fütterung stellt sich auch da recht billig, wo die Hauptfüttermittel: Kohl, Runkelrüben und Kartoffeln gekauft werden müssen, doch dürfen nicht Berliner Marktpreise die Grundlage der Berechnung bilden. In normalen Jahren geht man im Großhandel für den Zentner Runkelrüben 50 Pf., für den Zentner Weißkohl 80 Pf. (wofür man in Berlin zurzeit höchstens 3 Köpfe erhalten kann). Für Futterkartoffeln 1 bis 1 1/2 Mk. pro Zentner. Wer feine und vollfleischige Tiere züchten will, der muß auch etwas Körnerfutter geben, Hafer und Gerste (Preis früher 6 1/2 bis 7 1/2 Mk., jetzt 11 bis 12 Mk. pro Zentner). Bei vorwiegender Grünfütterung haben die Tiere so gut wie gar kein Saufbedürfnis, immerhin ist es aber zu empfehlen, täglich einmal Wasser in einem feststehenden, flachen Gefäß zu bieten, das man nach kurzer Zeit wieder entfernt, damit die Tiere sich und den Stall nicht benässen.

Kengstliche Gemüter möchte ich noch darauf hinweisen, daß Kaninchen nicht frostempfindlich sind, also in den nach meinen Angaben hergestellten Stallungen die strengste Frostperiode überdauern, vorausgesetzt, daß man ihnen kein gefrorenes und durchnäßtes Futter bietet; auch im Sommer muß das Futter tau- und wasserfrei sein.

Ich empfehle dem Anfänger nur wenig Tiere und nur eine Rasse zu halten, entweder Fleisch- oder Farbenkaninchen. Zu den Fleischkaninchen gehören die großen schweren Rassen, das belgische Riesenkaninchen, meist grau aber auch in anderen Farben gezüchtet, das belgische Landkaninchen, auch deutsches Schedenkaninchen genannt, auf weißem Grunde schwarz gefleckt, und das französische Widderkaninchen mit kolossalen Schlappohren. Noch gewaltigere Ohrlöcher hat das englische Widderkaninchen, dessen Hängeohren bis 65 Zentimeter Länge erreichen. Die beiden erigenannten Rassen stehen als Fleischtiere an erster Stelle, da sie ausgewachsen 5 bis 6 Kilo schwer werden.

In zweiten Kreise begegnet man dem Kaninchenfleisch mit einem gewissen Vorurteil, das aber durchaus unberechtigt ist. Kaninchenfleisch ist nahrhafter als Schweinefleisch, und steht im Nährwert auf gleicher Höhe mit Rind- und Hühnerfleisch. Es ist wohlwärmend, bekömmlich und kann auf die verschiedenste Art zubereitet werden. In Frankreich, Belgien und England hat man den Wert dieses Fleisches längst anerkannt.

In Belgien ist fast jeder Arbeiter und Handwerker Kaninchenzüchter, und es soll aus diesem kleinen Lande für etwa 40 Millionen Mark jährlich Kaninchenfleisch nach anderen Ländern, vorzugsweise nach England, ausgeführt werden. Auch die Felle haben einen gewissen Wert. Sehr geschätzt sind die Felle der kleinen Silberkaninchen, die ein schmales Pelzwerk liefern, das freilich nicht sehr haltbar ist. Auch imitiert man mit Kaninchenfellen verschiedene teure Pelzarten, mit dem kurzgeschorenen Fell des weißen Kaninchens den Hermelinpelz. Sehr teuer bezahlt werden auch die 25 bis 27 Zentimeter langen Haare des Angora- oder Seidenkaninchens, die man zu feinen Geweben verarbeitet.

In den letzten Jahren hat die Kaninchenzucht einen bedeutenden Aufschwung genommen. Überall haben sich Züchtervereine gebildet, die auf gemeinschaftliche Kosten hervorragende Zuchtrammler anschaffen, ihre Mitglieder auf jede Art belehren und selbständig oder in Gemeinschaft mit Geflügelzuchtvereinen Ausstellungen abhalten. Allen denjenigen, die sich Rassenkenntnis aneignen wollen, kann ich den Besuch dieser Ausstellungen, die immer im Spätherbst und Winter fallen, nur angelegentlichst empfehlen. Hier wird nach Punkten gerichtet. 100 Punkte verfürpern das Ideal, das nicht in Wirklichkeit, sondern nur in der Züchterphantasie existiert. Mit einer Punktzahl von 90 und darüber prämierte Tiere zeigen uns das erreichbare Beste. Die an jedem Einzeltage angebrachte Bewertungskarte des Richters führt nicht nur die erreichte Punktzahl auf, sondern gibt auch die Fehler bekannt, was die Urteilsfähigkeit des Liebhabers fördert. Wenn man da von schmutzigem Kopf und von unreinen Ohren liest, so bezieht sich dies natürlich nur auf die Unreinlichkeit der Haarfarbe und nicht auf die Unsauberkeit des Tieres, denn dessen Sauberkeit könnte sich manches Menschenkind zum Vorbild dienen lassen.

Wie überall, so hat man auch bei der Kaninchenzucht Sport- und Ruhzucht zu unterscheiden. Für den Ruhzüchter kommt es in erster Linie darauf an, schwere und schmackhafte Tiere zu züchten, der Sportzüchter will dagegen edle Tiere züchten, die in Figur, Ohrenhaltung, Farbe und Zeichnung das Vollendetste verkörpern und aus großen Ausstellungen Konkurrenz als Sieger hervorgehen.

Hd.

Kleines feuilleton.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Die Ewigkeit des Stoffs. Es hat den Naturforschern seit dem Nachweis des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft als ein gleichberechtigter Lehrling gegolten, daß dieser Ewigkeit der Kraft auch eine Ewigkeit des Stoffs zur Seite stehen müsse. Man kann sich auch schwer zu einem andern Gedanken bequemem, da es vielmehr das Wahrscheinlichste ist, daß in der ganzen Natur nur Wandlungen geschehen, der Inhalt aber unvergänglich ist. Immer hat es auch zu den elementaren chemischen Vorführungen gehört, zu zeigen, daß von dem Stoff oder dem Gewicht einer Kerze, die durch Verbrennung scheinbar vollständig vor unsern Augen verschwindet, nichts verloren geht. Man hat aber bei manchen chemischen Vorgängen einen Verlust von Masse nachgewiesen, den man bisher auf keine andere Weise erklären konnte als durch die Unzulänglichkeit des menschlichen Beobachters, als durch einen Fehler in der Genauigkeit des Experiments. Namentlich Professor Landolt hat durch dies Labirinth einen sichern Weg zu finden versucht, indem auch er von der Ueberzeugung ausging, daß die Materie tatsächlich unzerstörbar sein müßte. Landolt mischte beispielsweise zwei auf einander wirkende Lösungen, die eine von Höllestein, die andere aus Kochsalz. Es bildete sich dann infolge der Reaktion auf der einen Seite Chlorsilber, auf der anderen Salpeter. Wollte zwei Jahre hat der Forscher damit zugebracht, sicher festzustellen, ob bei diesem Vorgang irgendwelche Verminderung oder Vermehrung des Gewichts eintritt. Er ist zu dem Schluß gelangt, daß dies nicht der Fall sei. Danach wurden die Versuche von Henschweiler wiederholt und dennoch ein geringer Gewichtsunterschied ermittelt. Nun verwandte Landolt weitere 5 Jahre auf die Nachprüfung seiner Untersuchungen und fand allerdings winzige Gewichtsverluste, die er aber nur zufälligen Ursachen zuschrieb. Auch dabei vermochte er aber nicht sich zu beruhigen, ehe er nicht die eigentliche Ursache des Fehlers gefunden hatte. Auch diese hat er nun endlich entdeckt, und zwar in der Vernachlässigung einer winzigen Feuchtigkeitsschicht auf den benutzten Glasröhren. Wenn man einen aufs sorgfältigste gereinigten gläsernen Gegenstand auf eine chemische Waage bringt, so nimmt er allmählich an Gewicht zu. Auch die Glasgeräte, die Landolt benutzt und selbstverständlich zuvor peinlich gereinigt hatte, vermehrten eben in einigen Tagen aus der gleichen Ursache ihr Gewicht. Ein weiterer Fehler entstand daraus, daß die Glasröhren sich bei der Erhitzung ausdehnten und erst nach einigen Wochen genau ihre früheren Ausmaße wieder annahm. Nachdem diese beiden Fehlerquellen ausgeschaltet und die Experimente auf einen Standpunkt unerhöhter Genauigkeit gebracht worden waren, verschwand auch der Verdacht gegen die Nichtigkeit des Gesetzes von der Ewigkeit des Stoffs.